Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 18

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636566

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die neue Schöpfung

(Sonntagsgedanken.)

Alles Irdische ist nur ein Gleichnis. Auch der Frühling. Er dringt durch im Kampf gegen Eis und Schnee. Die ganze Natur will in neuem Kleide erstehen. Das ist ein Gleichnis — nur ein Gleichnis — für die Neuschöpfung, die Gott durchführen wird an der ganzen Welt. Gott überläßt die Welt nicht dem Schicksal, sondern er wirkt weiter und führt das Weltall einer neuen Schöpfung entgegen. „Neuer Himmel und neue Erde": so heißt das Ziel, das er erreichen wird jenseits dieser Zeit und dieser Geschichte.

Es ist ein engherziges Christentum, das Christum nur kennt als den Seelenbräutigam, als den Heiland der sündigen Menschen. Christus ist größer, umfassender. Er trägt in seiner Hand nicht nur die Menschlein auf diesem Planeten „Erde", sondern das All, den ganzen Kosmos. „Alles, was in den Himmeln und auf Erden ist, ist in ihm, in Christus, erschaffen worden" sagt das Neue Testament. Da werden uns neue Fenster geöffnet.

Christus wird oft dargestellt als der Herr, der in seiner Hand das Weltall trägt. Also nicht nur die Menschenwelt, sondern auch die ganze Natur. Auch der gestirnte Himmel über uns gehört dazu. Wer einmal die Trägheit überwindet und sich in den Nachtstunden dieser großen Welt hingibt, dem werden die Augen geöffnet für die Größe des Herrn, der dies alles regiert. Auch die Tierwelt gehört dazu. Das Neue Testament redet vom „Seufzen der Kreatur". Wir denken an das Seufzen, das durch uns Menschen verursacht ist: die Quälerei der hilflosen Tiere, die Vernichtung gottgeschaffenen Lebens, die Vergewaltigung der ganzen Natur. Christus weist uns hin nicht nur auf die Lilien auf dem Felde, sondern auch auf die Vögel unter dem Himmel, von denen wir lernen sollen vertrauen auf den himmlischen Vater und uns nicht verlieren in Sorgen.

Sogar die Naturmächte stehen in Gottes Hand und werden von seinem Regierungswillen umfaßt. Wir wissen aus der Weihnachtsgeschichte, wie der Stern die Geburt Christi anzeigt. Wir wissen aus der Karfreitagsgeschichte, wie die ganze Natur still steht und mittrauert in der Stunde, da Christus sein Haupt neigt und stirbt. Wie ein empfindliches Instrument zeigt die Schöpfung an, wie es in Gottes Welt steht. Die Sonne erblaßt, der Vorhang des Tempels zerreißt die Erde erbebt. Wir kennen die Geschichte vom Seesturm. Christus steht mitten in diesem Sturme aufrecht, in voller Ueberlegenheit den Elementen gegenüber und spricht sein Machtwort. Und die große Stille tritt ein. Die Natur erkennt ihren Herrn und legt sich ihm zu Füßen. Auch der Sturm, der in den Herzen getobt, ist gestillt. Alle Naturmächte sind Christus untertan.

Wir stehen heute in einer heidnischen Welt drin. Das Heidentum hat eine tiefe Ehrfurcht vor all diesen Mächten: Sonne, Erde, Blut, Fruchtbarkeit; es verehrt sie. Die christliche Kirche muß einerseits ganz scharf und klar abgrenzen und ausscheiden: Diese Mächte sind nicht Gott, sondern Götzen, sie bringen uns wohl allerlei herrliche Gaben, aber niemals das Heil. Aber andererseits weiß die Kirche auch, daß sie die Erfüllung aller heidnischen Ahnung und also die Erlösung des Heidentums zu verkünden hat. Das ist die Botschaft der Kirche, daß Christus der Herr aller dieser Mächte ist, daß er sie in den Triumphzug seines Sieges einfügt (Kol. 2, 15) und daß er das Haupt ist in einer erneuerten Welt. W.

* * *

Spruch

Sei mir willkommen, Tag der Ruhe,
Der stillen, gottgeweihten Rast!
Wie du mir oft die matten Glieder
Zu neuem Werk gekräftigt hast,
So wollest du auch heut' mir tun:
Laß mich in deinem Frieden ruhn! Julius Sturm.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Lawrence pflegte sonst, kaum daß der Steward den Kaffee und die Liköre brachte, ungeduldig auf das Erscheinen seiner Brigdepartner zu warten.

Heute geschah es anders.

Statt der Schnäpse wurde noch Champagner gebracht. Im allgemeinen tranken Milica und ich zum Essen ein oder zwei Glas Sekt. Lawrence zog schwere Rhein- und Burgunderweine vor. Als wir ihn jetzt überrascht anblickten, sagte er lachend: „Heute feiern wir meinen Geburtstag!" An mich gewandt, fuhr er fort: „Was meinen Sie, wie alt ich werde?"

Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern sagte: "Na, ist ja auch gleichgültig... Ich fühle mich noch jung. Sehr jung! Jünger als Sie, Herr Weindal!"

„Aber Jerry, Du bist doch im Dezember und nicht im Mai geboren!" sagte befremdend Milica.

Lawrence lachte etwas gewaltsam.

„Richtig, im Dezember! Dann habe ich heute eben nicht Geburtstag, sondern Namenstag!"

Der Steward mit den unbeweglichen Zügen eines altspanischen Granden öffnete die Sektflaschen und goß mit dem streng vorgeschriebenen Zeremoniell einer sakralen Handlung ein.

Ich war überzeugt, daß Lawrence mit dieser improvisierten Geburtstagsfeier einen bestimmten Zweck verfolgte. Vielleicht schon ein wenig unter dem Einfluß des Getränks kam mir für einen Augenblick der törichte Gedanke, daß Lawrence, der mich heute nachmittag mit seiner Nichte in einer zärtlichen Lage überraschte, Milicas und meine Verlobung verkünden wollte. Sogleich verwarf ich diese lächerliche Idee. Mein Gefühl sagte mir, daß Lawrence mir aber feindlich gesinnt war.

Ich war auf der Hut und trank, trotz dem Drängen des Amerikaners, sehr vorsichtig.

Als der Millionär Milica zum Singen aufforderte, sträubte sie sich, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit. Doch er gab nicht nach, bis sie, sichtlich unwillig, an den Flügel ging. Wie immer, zog mich auch diesmal Milicas Gesang vollkommen in Bann. Mein Blick wich nicht von ihrem schönen Antlitz, das sich unter dem Einfluß der Musik verklärte. Ich hatte plötzlich das Empfinden, daß Lawrence mich beobachtete.

Als sich unsere Blicke trafen, sah er beiseite. Ich war überzeugt, daß der Ausdruck, mit dem ich Milica anstarrte, ihm mein Geheimnis verraten hatte. Dieses Ausspionieren meiner verborgensten Gefühle empörte mich. Ich empfand für den dicken großen Mann, der mir bisher nur gleichgültig war, auf einmal Haß.

Als Milica geendet hatte, bat ich sie, ein deutsches Lied zu singen. Ich wußte, daß Lawrence, der kein Wort deutsch verstand, deutsche Lieder nicht mochte. Er blickte mich jetzt wenig freundlich an. Während Milica eine Ballade von Loewe sang, zwang sich Lawrence eine gelangweilte Miene auf.

Gleich nach dem Singen verabschiedete sich Milica unter dem Vorwande von Kopfschmerzen. Lawrence machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten.

Am liebsten wäre auch ich gegangen, doch ein Trotz regte sich in mir. Lawrence sollte nicht glauben, daß ich vor ihm auskneifen wollte. Was konnte er mir schon vorwerfen?

Etwa, daß ich, armer Teufel, es wagte, meinen Blick zu der Millionenerbin zu erheben?

Lawrence langte nach einer der mächtigen Havannazigarren. Er biß die Spitze ab und spuckte sie aus. Zuweilen hatte der Millionär Gewohnheiten, die nicht in seinen kostspieligen Rahmen paßten.

Der Steward hatte sich schon lange entfernt. Wir befanden uns allein. Lawrence zündete die Zigarre an. Einige Male zog er schweigsam an ihr. Mitten aus der bläulichen Rauchwolke platzten die Worte:

„Sie lieben also Milica?"

Der Angriff kam unerwartet.

Ich staunte selbst, wie ruhig meine Antwort klang: „Und wenn es der Fall wäre, Herr Lawrence? Ich gebe zu, ich bin arm, und Sie als Fräulein Borgholms Onkel haben das Recht..."

Ich kam nicht weiter, denn Lawrence fiel mir ins Wort: „Ob ich Milicas Onkel bin oder nicht, hat wenig zur Sache zu sagen. Uebrigens bin ich gar nicht ihr Onkel, unsere Verwandtschaft ist eine viel weitläufigere: Milicas Vater war ein entfernter Vetter meiner verstorbenen Frau. Wie Sie also sehen, bin ich mit Milica kaum verwandt. Das nur nebenbei. Aber ich verbiete Ihnen, daß Sie während der Zeit, die Sie auf dem Schiff noch verbringen, Milica den Kopf zu verdrehen versuchen!"

Ich war aufgestanden.

Anscheinend hatte auch Lawrence das Empfinden, daß er zu weit gegangen sei, denn er sagte etwas milder: „Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen das zu sagen!"

„Da Sie soeben selbst erklärten, daß Sie mit Fräulein Borgholm kaum verwandt sind, und da meines Wissens Fräulein Borgholm volljährig ist, weiß ich wirklich nicht, was Sie berechtigt, sich in eine rein private Angelegenheit von Fräulein Borgholm und mir einzumischen", sagte ich steif.

Lawrence kaute an seiner mächtigen Zigarre. Seine dunklen, immer etwas geröteten Augen maßen mich böse. Ich sah, er zwang sich gewaltsam, nicht aufzubrausen.

„Was mich dazu berechtigt...?" grollte er. „Hm, junger Mann! Sie spielen den Kavalier. Eine Privatangelegenheit des Herrn geht mich natürlich einen Dreck an! Man flirtet mit einem jungen Mädchen, nützt die günstige Umgebung aus — rauschendes Meer — sternenklarer Himmel — romantische Promenade auf finsterem Deck — einige Gläser Sekt haben das Blut schon vorher angenehm zum Wallen gebracht, ein vielsagender Händedruck, ein paar billige, leise ins Ohr geflüsterte Schmeicheleien — und die Beute fällt einem wie eine reife Frucht in den Schoß... Was kümmert es den Herrn, daß er die Gastfreundschaft schnöde mißbraucht? Das Ziel heiligt ja die Mittel!"

Mir war plötzlich, als fiele mir ein Schleier von den Augen. Der dicke alternde Mann war einfach eifersüchtig!

Er liebte Milica. Nicht wie ein Onkel, der er doch gar nicht war, sondern als Mann. Er sah in mir einen Rivalen, einen trotz seiner Armut gefährlichen Rivalen! Denn ich war noch jung, und er stand an der Grenze jenes Alters, in dem auch den Mann die „Panik vor dem Torschluß" ergreift. In mir regte sich etwas wie Mitleid. Ich sagte:

„Herr Lawrence, ich will Ihr Urteil über mich hinnehmen, Sie kennen mich nicht, und Sie sind im Augenblick erregt. Aber sollten Sie von Fräulein Borgholm eine so geringe Meinung haben...?"

Lawrence hatte sich mit unsicherer Hand das Glas gefüllt.

Er schüttete seinen Inhalt mit einem Zuge hinunter. Er stierte mich auch jetzt böse an, als er sagte:

Uebrigens irren Sie mächtig, wenn Sie annehmen, daß Milica reich ist! Das bißchen Geld, das ihr der Vater überlassen hat, ist längst verbraucht. Milica bekommt alles von mir! Das ist Ihnen neu, was?"

Er lachte zufrieden, denn er sah, daß seine Erklärung nicht ohne Wirkung auf mich war.

Er deutete meine Betretenheit als Enttäuschtheit des Mitgiftjägers. Ja, ich war enttäuscht — wenn auch aus anderem Grunde. Was scherte mich, daß Milica arm war. Im Gegenteil, unter andern Umständen hätte es mich mit Freude erfüllt! Eine Milica, die arm war, wie ich, war für mich nicht unerreichbar. Aber was sollte ich von einem Mädchen halten, das mit vollen Händen das Geld eines Mannes ausgab, der mit ihr so gut wie gar nicht verwandt, aber in sie verliebt war?

Wie war ich enttäuscht!

Eine Hoffnung blieb mir noch. Vielleicht wußte Milica gar nicht, daß Lawrence sie liebte. Schließlich war sie eine, wenn auch entfernte Verwandte von ihm; sie konnte doch gut Lawrence als Sekretärin, als Gesellschafterin oder was weiß ich auf seinen Reisen begleiten. Schmuck hatte ich an Milica nie gesehen, und daß sie elegante Kleider besaß, war selbstverständlich. Lawrence würde sie schließlich nicht wie eine x-beliebige Angestellte entlohnen. Meine Hoffnung wurde schon in der nächsten Sekunde zerstört.

Lawrence, nun seines Sieges gewiß, fragte großspurig: „Was meinen Sie, braucht eine junge Dame, wie Milica, im Jahre?"

Ich vermochte nicht viel zu antworten, und Lawrence erwartete auch keine Antwort, denn er fuhr fort: „Nur zum Beispiel: in den letzten drei Wochen bekam Milica zwanzigtausend Schweizerfranken von mir. Ich glaube, viel wird Milica von dem Geld nicht mehr übrig haben..."

Es war klar, was Lawrence mit seiner Prahlerei bezweckte. Aber ich dachte nur an eines: Also auch die ominösen 500-Markscheine stammten aus Lawrences Tasche!

Ich fühlte mich in jeder Weise betrogen. Wie hatte ich mich bloß in Milica so zu täuschen vermocht? Sie war ein berechnendes, kaltherziges Geschöpf, das sein Spiel mit mir trieb. Was Milica damit eigentlich bezweckte, darüber war ich mir im Augenblick nicht ganz im klaren. Vielleicht wollte sie nur den Streich, den sie mir gespielt hatte, vergessen machen.

Ich sagte zu Lawrence: „Wenn es Sie beruhigt: Ich werde es vermeiden, Fräulein Borgholm, außer in Ihrem Beisein, zu sprechen."

Mir schien es, als ob meine Erklärung den Millionär ein wenig in Verlegenheit brachte.

Mit erzwungener Freundlichkeit sagte er: „Ich war vielleicht etwas zu heftig, nehmen Sie es mir nicht weiter übel. Mir wäre es jedenfalls lieb, wenn Sie Ihr Benehmen zu Milica nicht allzu auffällig ändern würden."

Ich sah ihn überrascht an.

Erst verbot er mir, Milica den „Hof zu machen", und jetzt wieder bat er mich, mein Benehmen ihr gegenüber nicht zu ändern...

„Milica braucht von unserer Unterredung nichts zu wissen", erklärte etwas verlegen Lawrence.

Also daher blies der Wind.

Lawrence war, trotz seiner vielen Millionen, Milicas nicht sicher.

Ich verneigte mich nur. Ich glaube, Lawrence wollte noch etwas sagen, doch er hielt mich, als ich ihm wortlos den Rücken kehrte, nicht zurück.

Ich ging in meine Kabine. Aber obgleich ich beide Bullaugen öffenete und den Ventilator in Tätigkeit setzte, glaubte ich zu ersticken.

Ich betrat den eleganten Baderaum, drehte den Hahn auf und ließ das kalte Wasser über meinen Kopf laufen. Die innere Hitze vermochte ich jedoch auch dadurch nicht zu bannen. Ich trocknete oberflächlich meine Haare und verließ die Kabine.

Oben auf Deck empfing mich ein richtiges Mistral-Wetter. Die Luft war diesig; das schwache Licht der Masttoplaternen schimmerte wir durch einen Schleier. Der Ausguck am Mast war nur noch ein dunkler Klumpen. Der Wind griff in meine nassen Haare und peitschte sie mir ins Gesicht.

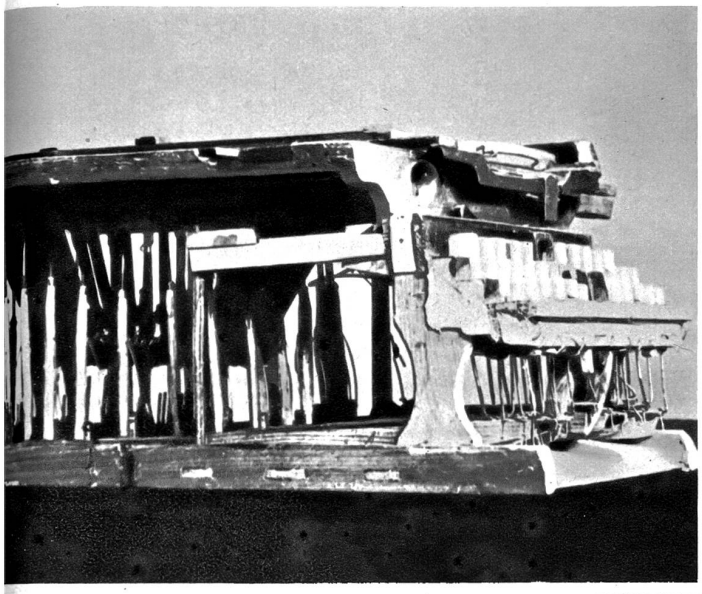
Jetzt stand ich am Bug, meine angestrengten Augen sahen noch den messerscharfen Steven, der die Wellen zerschnitt.

Lange harrte ich so aus, mich an der Verschanzung festhaltend. Eine Welle spritzte auf und ergoß sich über das Schiff. Triefend sprang ich zurück.

Da erblickte ich Milica.

Trotz der Dunkelheit erkannte ich ihre schlanke Silhouette. Sie trug Südwester und Oelmantel. Sie kam auf mich zu. Einen Augenblick dachte ich, sie hätte mich gesucht, und eine warme Welle schoß mir zum Kopf. Aber schon im nächsten Moment entsann ich mich in aller Deutlichkeit der Unterredung mit Lawrence.

Forsetzung auf Seite 423



Eine ganz neue Epoche des Schreibwesens, vergleichbar der Erfindung der Buchdruckerkunst, beginnt mit der Mechanisierung und Typisierung der Handschrift um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die erste Schreib„-Maschine" von Mitterhofer, die uns heute als ein ungefüges und primitives Instrument erscheint.

In undurchdringliches Dunkel ist die „Erfindung" der Schrift gehüllt; wir werden niemals wissen, wann und wo auf der weiten Welt zum ersten Male ein Mensch einem Gedanken durch ein symbolisches Zeichen schriftliche Form verlieh. —

Einen interessanten Ueberblick über die Entwicklung der Schrift in den verschiedensten Zeitaltern und Kulturkreisen gibt das Schriftmuseum Rudolf Blackertz in Berlin, das in jahrzehntelanger Arbeit Schriftdokumente aller Zeiten und Völker sammelte. In ebenso anschaulicher wie übersichtlicher Form kann man in diesem Museum, dem keine andere gleichartige Sammlung der Welt zur Seite gestellt werden kann, die vielfältige Schriftgestaltung, die eigentümliche Technik und Kunst des Schreibens bei den Völkern der Erde von ihren frühesten Anfängen bis zur Gegenwart verfolgen. Dieses Schriftmuseum bietet mehr als eine durch seine Mannigfaltigkeit überwältigende Fülle interessanter Dokumente und Schaustücke, — es ist eine lebendige Kulturgeschichte der Menschheit. —

Ein langer Weg durch die Jahrtausende: heute ist die Schreibmaschine das unentbehrliche Hilfsmittel des modernen Vielschreibers

(„Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

„Ich konnte nicht schlafen", redete mich Milica an. Sie schrie es, denn das Toben der entfesselten Elemente machte eine andere Verständigung nicht möglich. Das Schiff schlingerte arg, Milica griff unwillkürlich nach einem Halt und erfaßte meinen Arm.

„Sie sind ja vollkommen naß!" rief sie besorgt.

Der besseren Verständigung wegen hatte sie ihren Mund ganz nahe an mein Ohr gebracht. Ich spürte die Wärme ihres Atems. Aber ich fühlte mich jetzt gegen jede Versuchung gewappnet. Da ich nichts antwortete, hakte sie ihren Arm in den meinen und zog mich mit sich.

Erst als wir uns im Gang befanden, ließ sie mich los. Gegen meinen Willen mußte ich sie in ihrer Seemannstracht bewundern.

Der Südwester gab ihrem feuchten, vom Wind geröteten Gesicht, in das einige Büschel Haare hingen, eine etwas derbe und trotzdem liebreiche Note. Gewaltsam riß ich meinen Blick von ihr los. Mit der Intuition der Frau erriet sie, daß etwas geschehen war.

„Haben Sie sich mit Jerry gezankt?" fragte sie.

Ich fand schon immer diesen Namen für den großen breiten Mann etwas lächerlich.

„Gezankt?"

Ich hob mit gespielter Gleichgültigkeit die Schultern und ließ sie wieder fallen.

„Keine Spur! Herr Lawrence ersuchte mich nur, Ihnen meine Aufmerksamkeit in etwas geringerem Maße zuzuwenden. Ich konnte meinem Gastgeber eine solche Bitte nicht gut ausschlagen. Obschon er großen Wert auf die Feststellung legte, daß er nicht Ihr Onkel sei."

Bauerntypen aus dem Banat (Rumänien)

Rumänien. Bauernstube im Banat

Mein spöttischer Ton entging Milica nicht. Mit einer lässigen Geste hatte sie sich ihres triefendes Hutes entledigt. Sie strich die Haare aus dem Gesicht und sah mich stumm an. Aus ihren großen grauen Augen leuchtete mir soviel Zärtlichkeit entgegen, daß ich für ein Augenblick alles vergaß.

Aber nur für einen Augenblick.

„Ich habe Herrn Lawrence versprochen, nur in seiner Gegenwart mit Ihnen zu reden", sagte ich lächerlich ernst.

„Ich hasse Lawrence", stieß Milica hervor.

In diesem Augenblick gewahrten wir die massige Gestalt des Millionärs in der Tür. Mit verkniffenem Mund starrte er uns an.

11. Kapitel.

Die Yacht „Milica" schwamm auf der Höhe von Kreta. Hell und warm schien vom kobaltblauen Himmel die Sonne auf Deck und Sonnensegel. Ich lag in einem Liegestuhl und hielt in den Händen ein Buch in rotem Lederband, das ich der Schiffsbibliothek entnommen hatte.

Doch ich las nicht. Ich hörte die Brummstimme von Lawrence und eine Erwiderung Milicas.

Dann ertönte der kurze peitschende Knall einiger Schüsse, gefolgt von Triumphschreien des Schiffseigners.

Lawrence stand am Heck und hielt eine rauchende Pistole in der Hand. Ich sah noch in der Luft die erschreckt auseinanderstiebenden Möven, aus deren Mitte sich Lawrence seine Opfer holte. Milica stand einige Schritte hinter Lawrence; sie kehrte mir den Rücken, und so konnte ich ihren Gesichtsausdruck nicht sehen. Als Lawrence meinen Blick gewahrte, winkte er mit herablassender Freundlichkeit.

Nur unwillig leistete ich seiner Aufforderung Folge. Anscheinend brauchte er Publikum.

Die dummen Vögel wurden aus ihrem Schaden nicht klug. Sie umkreisten schon wieder das Schiff.

„Auf jeden Schuß einen!" rief an mich gewandt, prahlerisch Lawrence.

Fortsetzung folgt.